Digitale Souveränität:
Warum Abhängigkeit zum Geschäftsrisiko wird

Der Ausfall von Microsoft im November hat erneut gezeigt, wie abhängig viele Unternehmen von einzelnen Plattformen geworden sind. E-Mails, Termine, Dateien und Kommunikation hängen oft an einem einzigen Anbieter. Lucas Knapp, Geschäftsführer der EDNT, erklärt im Gespräch mit der Journalistin Waltraud Ritzer, warum digitale Souveränität mehr bedeutet als einen europäischen Serverstandort — und warum Open Source, Redundanz und Betriebsverantwortung dabei entscheidend sind.

Waltraud: Lucas, der kürzliche Ausfall bei Microsoft hat ja hohe Wellen geschlagen. Wie habt ihr das bei euch erlebt?

Lucas: Wir selbst waren nicht unmittelbar betroffen, weil wir für E-Mail und Collaboration keine Microsoft-365-Infrastruktur anbieten. Unsere Kunden arbeiten überwiegend mit eigenen, in unseren Rechenzentren betriebenen Lösungen. Aber natürlich haben wir die Verunsicherung gespürt: Viele Kunden haben nachgefragt, ob so etwas auch uns treffen könnte. Das war ein guter Anlass, unsere Redundanz- und Ausfallszenarien noch einmal konkret zu erklären.

Waltraud: Ihr setzt bewusst auf Open Source. Warum ist das für euch kein technisches Detail, sondern ein strategisches Thema?

Lucas: Open Source ist für uns vor allem ein Werkzeug für digitale Souveränität. Wir setzen etwa bei E-Mail-Hosting auf Zimbra und betreiben unsere Lösungen in eigenen, dedizierten Rechenzentren. Entscheidend ist dabei nicht nur, dass die Software offen ist, sondern dass wir die Betriebsverantwortung behalten: Wir wissen, wo die Daten liegen, wie die Systeme konfiguriert sind und wie wir im Notfall reagieren können.

Waltraud: Was bedeutet digitale Souveränität für dich konkret — und wann ist der Begriff eher eine Nebelkerze?

Lucas: Für mich heißt Souveränität nicht, dass ich hundert Prozent Verfügbarkeit oder eine völlig unabhängige IT habe. Das gibt es nicht. Souverän bedeutet für mich: Ich kann meine IT notfalls „einpacken“ und an einen anderen Standort oder zu einem anderen Anbieter umziehen, ohne meine gesamten Systeme neu aufbauen zu müssen. Viele Anbieter schreiben heute „digitale Souveränität“ auf ihre Fahnen, obwohl Kunden damit nur aus der Blackbox eines US-Herstellers in die Blackbox eines deutschen oder europäischen Herstellers wechseln. Das ist keine echte Verbesserung der Souveränität. Entscheidend ist, ob ich meine Systeme, Daten und Konfigurationen selbst kontrollieren, sichern und migrieren kann.

Waltraud: Reicht es also nicht, einfach einen europäischen Cloud-Anbieter zu wählen?

Lucas: Nein. Es kann ein Schritt in die richtige Richtung sein, aber es ist keine Garantie. Wenn ich weiterhin ein geschlossenes Produkt nutze, dessen Schnittstellen, Betriebslogik und Exportwege der Anbieter kontrolliert, bleibe ich abhängig. Digitale Souveränität entsteht nicht allein durch den Firmensitz oder den Standort des Rechenzentrums, sondern durch Offenheit, Portabilität und die Möglichkeit, selbst Verantwortung zu übernehmen.

Waltraud: Der Microsoft-Ausfall hat gezeigt, wie schnell viele Unternehmen gleichzeitig nicht mehr erreichbar waren. Was folgt daraus für die IT-Strategie?

Lucas: Die zentrale Lektion lautet: Nicht alles bei einem einzigen Anbieter oder in einem einzigen System lagern. Man sollte seine Eier auf mehrere Körbe verteilen. Das betrifft Rechenzentren, Standorte, Anbieter und technische Wege. Ein Ausfall lässt sich nie vollständig ausschließen — auch nicht bei einem eigenen Rechenzentrum. Aber ich kann mich so aufstellen, dass ein Ausfall nicht zum Totalausfall wird.

Waltraud: Ihr sprecht oft von Redundanz. Was heißt das in der Praxis?

Lucas: Redundanz bedeutet, dass ich meine Daten und Systeme so sichere und verteile, dass ich sie an einem anderen Ort wiederherstellen kann. Wenn beispielsweise mein primäres Rechenzentrum ausfällt, brauche ich ein Backup an einem zweiten oder dritten Standort — und vor allem die Fähigkeit, dort wieder arbeitsfähig zu werden. Das kann Stunden oder Tage dauern, aber der Unterschied ist entscheidend: Ich bin nicht darauf angewiesen, dass ein einzelner Anbieter irgendwann wieder liefert.

Waltraud: Ist so eine souveräne IT-Lösung denn grundsätzlich teurer als beispielsweise Microsoft 365?

Lucas: Das lässt sich pauschal nicht sagen. Bei manchen Kundenkalkulationen sind wir deutlich günstiger. Bei anderen, die sehr hohe Anforderungen an Verfügbarkeit und Datensicherung haben, ist es teurer — etwa, wenn sie nicht nur zweifache, sondern drei- oder vierfache Redundanz über verschiedene Standorte wollen. Dann kostet das naturgemäß mehr als ein einfaches Cloud-Abo. Die Frage ist aber: Was ist es wert, im Ernstfall weiterarbeiten und die eigenen Daten behalten zu können?

Waltraud: Ihr habt auch gesagt, dass ihr Microsoft-365-Kunden bewusst nicht betreut. Warum?

Lucas: Weil wir uns bewusst auf unser Modell konzentriert haben: private, dedizierte Infrastruktur in unseren Rechenzentren und Open-Source-basierte Lösungen. Kunden, die Microsoft Cloud oder Microsoft 365 einsetzen wollen, empfehlen wir einen spezialisierten Microsoft-Partner. Das ist keine Grundsatzdiskussion über Microsoft als Produkt, sondern eine Entscheidung über unser Geschäftsmodell und die Betriebsverantwortung, die wir übernehmen wollen.

Waltraud: Welche konkreten Schritte würdest du einem Unternehmen empfehlen, das weniger abhängig werden will?

Lucas: Erstens: Die IT über mehrere Standorte oder Anbieter verteilen und keine single points of failure schaffen. Zweitens: Open Source nutzen, wo es passt, um nicht ständig Lizenzen, Preise

und Kündigungsfristen neu verhandeln zu müssen. Drittens: Betriebsverantwortung und Datenkontrolle möglichst selbst übernehmen — etwa durch eigene Server im Rechenzentrum, eigene Backups und dokumentierte Wiederherstellungsprozesse. Und viertens: Regelmäßig testen, ob man im Notfall wirklich wiederherstellen kann. Ein Backup, das nie getestet wird, ist im Ernstfall oft kein Backup.

Waltraud: Hardware bleibt dabei aber trotzdem oft abhängig von US- oder asiatischen Lieferanten.

Lucas: Ja, vollständig unabhängig ist niemand. In Deutschland und Europa fehlen große Chip- und Hardwarehersteller; wir sind bei Prozessoren, Netzwerkkomponenten und vielem anderen auf internationale Lieferketten angewiesen. Aber Souveränität ist keine Alles-oder-nichts-Frage. Es geht darum, die Abhängigkeiten zu kennen, sie zu reduzieren und insbesondere die Bereiche in der eigenen Hand zu behalten, die für den Betrieb entscheidend sind.

Waltraud: Was erhoffst du dir politisch, etwa durch den Deutschland-Stack und die Debatte über digitale Souveränität?

Lucas: Ich hoffe, dass der politische Impuls ernst genommen wird und nicht nur als Schlagwort endet. Der Koalitionsvertrag und die Initiative sprechen ausdrücklich von mehr Open Source und digitaler Souveränität. Der Ausfall hat gezeigt, warum das wichtig ist: Unternehmen brauchen Alternativen, offene Standards und die Möglichkeit, ihre IT selbst zu betreiben — statt in eine Blackbox eines einzelnen Herstellers zu wechseln.

Waltraud: Wenn du eine Kernbotschaft für Unternehmen mitgeben solltest?

Lucas: Digitale Souveränität ist kein Marketingversprechen, sondern eine betriebliche Fähigkeit. Sie entsteht durch offene Technologien, verteilte Infrastruktur, getestete Wiederherstellung und die bewusste Entscheidung, die Kontrolle über die eigenen Systeme nicht vollständig aus der Hand zu geben.